

28] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.
 Von Robert Schweichel.

Der Meister Ellwanger war ein konservativer Mann und auf seine Anordnung vollzog ein Priester des alten Glaubens die vorgeschriebenen Zeremonien nach katholischem Brauche. Aber unter den Hunderten von Theilnehmern auf dem Kirchhofe fehlten nicht die Führer der reformatorischen Bewegung, Doktor Deutschlin, der Deutschordensherr Melchior, der blinde Mönch, der Altbürgermeister, der Rektor der Lateinschule, Valentin Zedlsamer, aber auch Stephan von Menzingen und Dr. Max Eberhard wohnten dem Begräbniß bei. Die arme Kätthe trug ein schwarzes Nieder und einen schwarzen Rock und hatte ein schwarzes Tuch über den Kopf geworfen. Das junge Blut schimmerte wie sonst durch ihre bräunlichen runden Wangen, aber aus deren Grübchen war der Schall entflohen, der sonst wohl aus ihnen lachte. Ihre Augen hatten ihren Perlenglanz eingebüßt und auf ihren zusammensitzenden Brauen wohnte der Schmerz. Er übermannte sie und sie begann heftig zu weinen, als der Leichnam in die Gruft hinuntergelassen wurde. Jetzt erst ward es ihr zur kalt graufamen Gewißheit, daß für sie jede Hoffnung dahin war, seine Liebe zu gewinnen. Diese Hoffnung hatte sie nie verlassen, obwohl sie stets mit Schmerzen gefühlt, daß seine Zärtlichkeit nur ein Almosen war, das er seiner blinden Leidenschaft für die Andere abgewann. Und nun war er gar für diese gestorben! Kaspar faßte mit einem starken Drucke ihre Linke, die neben ihm schlaff herabhäng. Da ermaunte sie sich und wischte mit dem Rücken der freien Hand die Thränen aus ihren Augen. Der lange Dienhart sah auf sie hinunter und zupfte und zerrte grimmig an seinem Schnauzbart.

Der Priester betete das Vaterunser, und die Anwesenden sprachen es mit entblößten Köpfen laut nach. Da rief auf sein Amen eine Stimme: „Nicht also laßet uns von dieser Gruft scheiden, lieben Freunde, nicht ohne ein Abschiedswort!“ Ein Mämllein in bäuerlicher Tracht nahm die Stelle des Geistlichen ein und die Morgensonne beschien ein hageres, stark gebräuntes Gesicht. „Der Bruder Andres,“ rief Kaspar verwundert, und: „Dr. Karlstadt!“ hallte es nicht minder erstaunt von den Lippen aller, die ihn kannten. Er war es wirklich. Sein Abendmahlbüchlein war nicht nur fertig, sondern bereits durch die Vermittlung Ehrenfried Kumpfs heimlich in Rothenburg gedruckt und versendet, allerdings nicht unter dem wahren Namen des Druckers und Druckortes. Nun hatte die jüngste That des Dr. Deutschlin ihn nicht länger in seiner Verborgenheit geduldet und er erschien auf dem Kampfplatze.

„Rücket nur die Gruft,“ rief er den Todtengräbern zu. „Den Leib könnt Ihr mit Erde bedecken, aber die That, so ihn fällt, schreit gen Himmel! Sie schreit um so lauter, als der Thäter ein Mächtiger dieser Welt ist und derjenige, welcher sie erlitt, ein Niedriggeborener war. Ein Niedriggeborener, aber darum nicht minder unser Bruder, die wir uns zu Christo bekennen. Und darum stehen wir alle an seinem Grabe, auf daß wir protestiren gegen die Gewalt, die ihn erschlug. Zügellos wie ein wildes Roß stürmt sie daher und achtet nicht, wen ihre Hufe zertreten. Es war ein Edeles, wofür dieses Kind aus dem Volke unbedenklich sein Leben dahingab. Ich aber sage Euch, wenn ein ganzes Volk das schwerste leidet und es wird ihm kein Ersatz dafür, dann mag es sich selbst verfluchen.“

„Morgen ist Aschermittwoch. Damit beginnt die Zeit, in der wir uns auf den leiblichen Tod Christi und seine Auferstehung zum ewigen Leben vorbereiten. Ach, meine theuren Freunde, wie gar so lange Jahre schon faßet das Volk und muß für die Sünden anderer Buße thun in Saß und Asche! Soll es denn vergebens harren auf seine Auferstehung? Ewig währen die Nacht seines Elends? Und doch ist die frohe Verheißung an alle Christenheit ergangen, er sei Herr oder Knecht. Nicht nur aus dem blinden Heidenthum wollte Christus die Welt erlösen, nein, er rief alle zu sich, die mühselig und beladen sind, er rief das Volk zu sich, auf daß es frei werde von Noth und Elend. Also verstanden es auch die ersten christlichen Gemeinden und darum gab es unter ihnen keine Reichen

und keine Armen. Wer zwei Röcke hatte, gab einen davon demjenigen, der keinen hatte; wer Acker und Weinberge besaß, verkaufte sie und that das Geld in die gemeinsame Kasse, auf daß niemand friere oder hungere. Alle Güter waren gemeinsam, denn sie waren Brüder und Schwestern. Eine Kirche hat Jesus von Nazareth nicht gekannt. Die Kirche hat wieder zerstört, was er aufgebaut hat. Der Sohn Gottes hatte nicht, wofür er sein Haupt legen konnte; aber die Kirche hat sich der Güter dieser Erde bemächtigt und dem Volke nichts gelassen, als den Himmel droben, zu dem es verzweifelt aufschreit aus seinem Hunger und Elend, seiner Knechtung und Leibeigenschaft. So lange diese Kirche, so lange Rom herrscht, so lange kann sich die Erneuerung der Welt nicht im Geiste Christi vollenden. Darum nieder mit Rom, damit die Erlösung zur Wahrheit werde und das Volk auferstehe zur christlichen Freiheit. Gott will es!“

Immer heftiger, immer leidenschaftlicher waren ihm die Worte entströmt, so daß seine schwächliche Gestalt wie ein Blatt im Winde erzitterte. Die Wirkung seiner Rede auf die Zuhörer war überwältigend. Allerdings gab es unter den Bürgern manchen, dem der Kommunismus Karlstadt's wenig behagen mochte. Aber theils wagten sie nicht zu widersprechen, theils riß sie die Begeisterung mit fort, sodaß auch sie einstimmten in den donnernden Ruf, mit dem die Versammlung sich löste: „Nieder mit Rom!“

Sogleich umringten den Keinen Doktor seine Freunde. Fritz Dalk, Lorenz Diem, Jos Schad, Melchior Wader und andere Bürger fanden sich zu ihnen und bildeten gleichsam eine Leibwache. Während sie Karlstadt nach seiner Wohnung begleiteten, stürmte ein Haufen erhitzter Köpfe durch die Gassen, den Ruf wiederholend: „Nieder mit Rom!“ Von diesem Tage an mußten Mönche und Nonnen, wenn sie über die Straße gingen, manch scheltenden Zuruf hören, insbesondere die Dominikanerinnen, denen der Rath in der Fastenzeit das Pförtchen in der Stadtmauer, das zu ihrem Garten führte, vermauern ließ.

Simon Neuffer mit den Seinigen, der lange Dienhart und Kaspar verließen unter den letzten den Kirchhof. Der lange Dienhart forderte sie auf, sich durch einen Trunk im Rothen Gahnen zu stärken, bevor sie sich auf den Heimweg machten. Simon war aber von dem Dhm zu einem Feind eingeladen worden. Sie nahmen daher von einander Abschied. Zu Kätthe sagte der lange Dienhart, indem er ihre kleine harte Hand in seiner großen Faust begrub: „Laß den Kopf mit hangen, Maidelin! Bist halt noch zu jung dazu. Dem Funter zahl' ich's heim, darauf kannst Du Dich verlassen.“

Kätthe schüttelte trübe den Kopf. „Er hat Recht, Du darfst Dein junges Leben nicht vertragen,“ redete Kaspar ihr zu, während sie nach der Hoffstatt weiter gingen. „Glaub' mir's, Kätthelein, für Dein Herz kommt auch noch ein Oftertag. Zum Henker, daß mein Spaß ein Loch gekriegt hat, sonst solltest Du wohl lachen.“

„Ich weiß selbst einen Spaß,“ erwiderte sie mit einer Bitterkeit, die ihm durch die Seele schnitt. „Für die Freiheit von uns armen Leuten hat er sein Leben einsetzen wollen und jetzt hat er für das vornehme Weibsbild sein Herzblut vergossen. So lach' doch, Kaspar!“

„Ich lach' ja,“ rief er rauh. „Und nachher laß ich mir auch eine Narrenkappe und laß' Schembart. Ist ja heut' allerwelts Narrentag, heio! Aber Geduld, Geduld!“

„Geduld?“ fragte Kätthe geringschägig. „Ihr Mannsleute habet allzuviel davon.“

Der selben Meinung war Dr. Karlstadt, dem seine Freunde Vorwürfe machten, daß er sein Versteck verlassen hatte. Auf seine persönliche Sicherheit käme es nicht an, meinte er. Er hatte seine Begleiter in das Haus geladen, und Meister Etschlich seine große Stube im Mittelgeschos geöffnet. Hans Schmid, der blinde Mönch, pflichtete Karlstadt mit der Bemerkung bei, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen sei, um die Reformation in Rothenburg durchzusetzen. Woran Valentin Zedlsamer den Vorschlag knüpfte, daß die Bürgerschaft zu diesem Zwecke eine Abordnung an den Rath schicken sollte.

„Und daß wir unser Recht kriegen,“ fügte Kilian Etschlich hinzu.

„Und Sitz und Stimme im äußeren Rath wie vordem,“

ergänzte Melchior Mader. „Denn das ist unser verbrieftes Recht.“

„Davon kein Mäuslein was abbeißt,“ erscholl die schwere Stimme des Meßlers Dall.

Der Magister Bessermayer warnte vor Ueberstürzungen und Dr. Deutschlin rief: „Zunächst handelt es sich um den Gewinn dessen, was uns allen zuhöchst steht: um den geläuterten Glauben. Warten wir ab, ob ein Rath den Handschuh aufhebt! Sollte der mich aus meinem Amte weisen, aus der Stadt weiche ich nicht, und darf ich nicht mehr in St. Jakob predigen, so thue ich es unter Gottes freiem Himmel.“

„Und wir schützen Euch,“ rief der Gerber, Jos Schab, unter dem Beifalle der anwesenden Meister.

„Wohl, Ihr Herren,“ sagte Stephan von Menzingen mit scharfer Betonung, „aber die Sache stehet also, daß wir die Reformation nicht erlangen mögen, so lange der Bürgerchaft ihr Recht entstehet.“

„Nein, nein, nein, wir dürfen die Religion nicht mit der Politik verquiden,“ widersprach Ehrenfried Kumpf lebhaft.

„Dann möcht ich aber mit Verlaub der günstigen Herrn fragen, was aus uns, den armen Leuten wird?“ Es war der Dorfmeister von Ohrenbach, der, unbeachtet in die Stube gekommen, diese Frage stellte. Aller Augen richteten sich auf ihn.

„Der Glaube wird sie befreien wie den Bürger,“ rief Andreas Karlstadt. „Wir wollen nicht zu Messern und Spießen laufen, vielmehr soll man wider seine Feinde gewaffnet sein mit dem Harnisch des Glaubens. Der neue Glaube wird wie die Kirche so die Gesellschaft reformiren. Eine neue Gesellschaft tritt mit ihm in die Welt, eine neue Gesellschaft, die das Band der Brüderlichkeit umschließt.“

„Brüder im Glauben, in Christo, gut; aber —“ Die Worte kamen aus dem Munde eines wohlhabenden Eisenhändlers mit einem Doppelkinn. Er hielt es für besser, seine Bedenken unausgesprochen zu lassen, zumal Simon's klare Augen sich durchdringend auf ihn hefteten.

„Aber jeder Bruder wird arbeiten,“ ergänzte der blinde Mönch anstatt seiner. „Die Arbeit wird die Grundlage der neuen Gesellschaft sein.“

„An Arbeit sind wir Bauern wahrlich gewöhnt,“ äußerte Simon. „Aber wie gedenken die Herren das Ding ins Werk zu richten? Der Bär ist halt noch nicht erlegt, und die Herren streiten schon über das Fell. Im Guten erreichen die Herren vom Rath nix, rein gar nix. Und dieweilen uns alle der Schuh drückt, die einen hier, die anderen dort, so bin ich des Meinens, daß Städter und Bauern zusammen die Schultern an das Ding legen müssen, um es vorwärts zu schieben.“

Die Handwerksmeister, der blinde Mönch, der lateinische Schulmeister stimmten ihm bei; die anderen widersprachen, während Max gespannt auf den Ausgang harrete und der Ritter von Menzingen, an seinem Schnurrbart drehend, den ruhig dastehenden Simon aufmerksam betrachtete. Die Stimme des Herrn Ehrenfried gewann in dem lebhaften Streite die Oberhand. „Ich bitte und beschwöre Euch, meine Freunde, keine Gewalt!“ rief er, beide Hände erhebend. Meister Kilian lachte kurz und scharf auf. Der Altbürgermeister aber fuhr, ohne es zu beachten, fort: „Wie die Sachen stehen, so bin ich überzeugt, daß es keiner Gewalt bedürfen, sondern der Rath dem moralischen Druck nachgeben wird.“

Simon Neuffer ließ seine klugen braunen Augen langsam über die Versammelten gleiten; dann zuckte er leicht die Achseln und ging in die Stube hinunter, wo Frau und Schwester in Gesellschaft Kaspar's auf ihn warteten. Kundlicher, der wackere Eisenhändler, athmete erleichtert auf.

Max Eberhard schied aus der Stube des Tuchscheerers mit schweren Gedanken. Nach seiner Ansicht lag in der sittlichen Zerfetzung und Auflösung der Welt, in der Abgestorbenheit des alten Glaubens, in der erbarmungslosen Ausbeutung der armen Leute die Ursache, weshalb sich die verzweifelte Menschheit mit solcher Inbrunst und Begeisterung dem neuen Glauben in die Arme warf. Er sollte ihr ein Stab sein, an dem sie sich aufrichten konnte; er sollte sie retten. Und nun hatte er einen Blick gethan in die Spaltung zwischen der rein religiösen und der zugleich politischen Partei. Nur dem Ansehen des Altbürgermeisters war es gelungen, einen offenen Bruch zwischen ihnen zu vermeiden. Aber würde er nicht dennoch eines Tages sich vollziehen, und war dann nicht alles verloren, da doch nur durch die innigste Verbindung beider das Ziel erreicht werden konnte?

Als er, von dem Hause des Tuchscheerers kommend, zu seiner Wohnung hinausstieg, erschien sein Vater auf der Schwelle seiner Arbeitsstube und rief ihn herein. Seit Wochen hatten beide nur noch das unvermeidlichste mit einander geredet. Der ältere Eberhard begann in der Stube, die im Gegensatz zu dem Arbeitszimmer des ersten Bürgermeisters äußerst einfach eingerichtet war, hin und her zu gehen, und Max harrete schweigend der Ansprache. Er kannte seinen Vater zu gut, um es ihm trotz der Starrheit seiner Nerven nicht anzumerken, daß er zur Ruhe sich zu zwingen bestrebt war, und er sollte über die Ursache seiner inneren Erregung nicht lange im Zweifel bleiben. Endlich fragte Herr Konrad, indem er mit einer kurzen Wendung einige Schritte vor ihm stehen blieb: „Du hast der Beerdigung des fremden Gesellen beigewohnt?“ Seine Stimme klang rau, und er räusperte sich.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Bewohner des Aehrenfeldes.

(Schluß.)

Die kleine Feldgrille begnügt sich mit kurzen Röhren, nicht viel umfangreicher als ihr eigener zierlicher Körper, während die erheblich größere, wunderbar geformte Maulwurfs-Grille (auch Werre oder Erdwühl genannt) ein eisförmiges Nest mit schnedensförmig gewundenen Gängen anlegt, dessen Wände mit Speichel befeuchtet und dann geglättet werden. Nicht nur durch das fortwährende Unterwühlen und Auflockern der Wurzelerde der Halme macht sich daher die Maulwurfsgrille unnützlich, sondern auch durch Verzehren und Abbeißen der Pflanzen- und Wurzeltheile, so daß sie bei Massenaufstreten zu einer äußerst gefährlichen Feindin des Feldbaues wird. Als harmloser ist der Regenwurm anzusehen, der gleichfalls wie überall so auch hier seine engen Röhren wühlt, wogegen die Engertlinge, die bekannten Larven unseres Mattläfers, hinsichtlich der Schädlichkeit mit den Werrern, deren Vorliebe für Pflanzenwurzeln sie theilen, auf einer Stufe stehen.

Wahrlich, so ein Getreidefeld ist die reine Miethskaserne! Nur gemacht, wir sind noch lange nicht zu Ende. Die Klasse der Insekten ist noch durch eine ganze Reihe Exemplare vertreten, die sämmtlich mehr oder weniger den Fleiß des Landmannes bestehlen, indem sie zum Dank für das gewährte Unterkommen seine Ernte begimiren oder doch die Früchte auf andere Weise schädigen. So finden wir in den blühenden oder auch mit weichen Körnern versehenen Aehren oft eine Anzahl winzige orangefarbene Thierchen, die Larven des nur 2 Millimeter langen Getreideblattnes (Thrips cerealeum), welche die Aehren und Körner zerstören. In den sogenannten „Sichtkörnern“ des Weizens, die sich durch ihre Mißgestalt und Mißfarbe kennzeichnen, lebt ein Rundwurm von nur 5 resp. 2 Millimeter Länge (das Weibchen wird 4 Millimeter lang), das Weizenälchen. In den Sichtkörnern befindet sich die Brut des Würmchens, welche, sobald das Korn in die Erde gepflanzt wird, durch den Einfluß der Feuchtigkeit zum Leben erwacht, an den Pflanzen emporklettert und sich in die Fruchtknoten einbohrt, wo die Thiere wachsen und sich ihrerseits wieder fortpflanzen. Wie alles dergleichen Ungeziefer, sind diese Würmer mit äußerster Fähigkeit ausgerüstet, und ihre Brut erhält sich in den trockenen Körnern jahrelang, bis sie durch Versenkung in das feuchte Erdreich wieder in den für ihr Gedeihen erforderlichen Zustand versetzt wird. Ebenso verderblich wird dem Weizen (und auch dem Roggen) der Getreideverwüster oder die Hessesfliege, eine winzige Gallmücke, die zwei Bruten im Jahre erzeugt. Das Weibchen legt seine circa 800 Eier zwischen zwei Längsnerven eines Blattes ab, die nach wenigen Tagen austretenden Larven gleiten am Blatte hinab und setzen sich hinter dessen Scheibe fest. Die erste Brut beschädigt in der Regel nur die Halme, so daß diese vom Winde leicht geknickt werden, die zweite, erst Ende August oder September erscheinende, richtet dagegen die Pflanzen der jungen Winterfaat, auf denen sie schwarzrot, völlig zu grunde. Die Getreidehalm-Wespe (Cephus pygmaeus) entwickelt eine ähnliche verderbliche Thätigkeit, da das Weibchen die Eier in einem zu diesem Zwecke angebohrten Knoten des Weizen- oder Roggenhalmes unterbringt, worauf sich die nach wenigen Tagen ausschließenden Larven unterwärts durchfressen und dadurch eine mit vorzeitigem Absterben des Halms verbundene Rothreife des Getreides bewirken. Die höchst gefährliche und schädliche Raupe der Winterfaat-Cule treffen wir nicht im entwickelten Getreidefeld, sondern in der Winterfaat, deren zarte Pflänzchen das über 5 Zentimeter lange, gänsefußartige Ungeziefer mit Behagen verzehrt. Sie geht aber nicht am Tage, sondern nur des Nachts ihrer Nahrung nach, während sie sich am Tage verbirgt, so daß wir ihrer nicht ohne weiteres habhaft zu werden vermögen. Die Raupen der Adercule und des Ausrufezeichens leisten ihr treulichen Beistand.

Ein weiterer Bewohner aus der Ordnung der Schmetterlinge, der Getreidezünsler (Botys frumentalis), erweist sich hingegen als ein Freund unserer Brotgewächse, indem sich seine Raupe nicht das Getreide selbst, sondern lediglich verchiedene zwischen den Pflanzen

wuchernde Unkräuter schmecken läßt. Auch die Erntemilben, die als kleine rothe Pünktchen oft in Massen an den Halmen hängen, machen ihrem nicht gerade Gutes versprechenden Namen zum Glück keine Ehre. Sie werden nur den Arbeitern oder auch Thieren gefährlich, die mit dem Getreide in Berührung kommen und in deren Körper sie sich einbeissen. Ihre Anwesenheit verräth sich durch peinigendes Jucken, das unter Umständen einen sehr hohen Grad erreichen, ja sogar von Fieber begleitet sein kann. Die Eindringlinge sind jedoch durch Einreibungen mit Steinöl leicht zu vertreiben.

Der wogende Getreidewald selbst verbirgt noch manchen Gast anderer Art. So die schängesfarbten Feldwanzen, deren abscheulicher Geruch allerdings die schöne Farbe Lügen straft, die allerliebsten Marienkäferchen, die wie überall so auch hier eifrig der Blattlausjagd obliegen, die grünen Feldheuschrecken, die bisweilen zu ungeheuren Schwärmen anwachsen und in heißen Ländern ganze Ernten vernichten. Zu den Einmiethern, denen der Landmann alle Teufel an den Hals wünscht, gehören noch der Saatschnellkäfer (der unter dem Namen Sämied bekante, gelblichgraue, schlägt aussehende Gesell, sowie der Getreideläufser und der Getreideläubler, jener von schwarzbrauner, dieser von grüner Färbung. Der genannte Laufkäfer wird durch Venagen der Körner höchst schädlich, ebenso seine Larve, welche die zarten Keime der jungen Saat verzehrt. In gleicher Weise schaden die Larven der beiden anderen Käferarten. Ein harmloser Wurfschabe ist dagegen der Feldhandläufer (*Cicindela campestris*), der an schönen Sommertagen durch seinen sprunghaften Flug oft unfer Interesse erregt, uns auch häufig zu Jagdversuchen reizt, die aber erst nach langer Anstrengung von Erfolg begleitet sind, da das äußerst gewandte Thierchen uns immer wieder entläuft. Schließlich wollen wir das handförmige Grünauge, eine kleine gelbe Fliege, nicht vergessen, deren Maden durch ihr Saugen an Gersten- und Weizenhalmen die sogenannte Weizengicht erzeugen, bestehend in einer Verunstaltung der Halme, welche deren Entwicklung verhindert. Die erwachsene Larve verpuppt sich an der Pflanze, worauf das vollendete Insekt im August erscheint, das wiederum seine Eier an die Winterfaat ablegt, deren kleinen Pflänzchen nun ihrerseits die anschlüpfende Winterbrut den Garaus macht.

So hatten wir also von den Bewohnern unseres Getreidefeldes im ganzen nicht viel Gutes zu berichten; mit Ausnahme der Lerche und Wachtel, sowie des zierlichen Marienkäfers, der Erntemilbe und des Getreidezünslers zahlen sie sämmtlich ihren Zins durch Zerstörung ihres schützenden Heims. —

Germann Grelling.

Kleines Feuilleton.

d. **Wie sie Natur genießen.** Der Wind fuhr mit seinen derben Fäusten durch die Büschelkronen der Kiefern. Sie rieben sich an einander, die hohen Stämme ächzten, dann purzelten die grünen und braunen Samenzapfen auf den dünnen Waldboden, daß die vertrockneten Nadeln aufsprangen. Hü . . . ü! zog es durch die Wipfel. In wenigen Minuten war das letzte Blau verschwunden, das Grau der Regenwolken drückte auf das Grün der Kiefern.

Auf dem Wege, den ich hinabmarschierte, wurde es lebendig. Aus einem Seitenweg bog ein Breal ein, auf dessen Vorderstüß sich drei dicke Männer drängten, während hinten mehrere Frauen mit Kindern zusammen gepackt waren. Hinter einem Wachholderbusch tauchte ein Schwarz junger Leute auf, alle in dem glücklichen Alter zwischen Kind und Mann, in dem alle noch reine, ungebrochene Hoffnungen haben. Hinter mir kam ein Mann mit seinen vier Kindern angelaufen. Alle strebten hastig vorwärts.

Im niedrigen Saal des Wirthshauses fand ich sie wieder. Der Mann mit den Kindern hatte ein Glas Milch und eine Tasse Kakao vor sich. Die Kinder saßen still und steif. Der Vater schnürte ein Padeichen auf und reichte jedem Kinde eine Buttersemmel. Und still lauten sie daran herum, die armen blaffen Opfer der Bornehmheit des kleinen Beamtenhums, die ihren gemißhandelten Magen unter der „anständigen“ Kleidung verbargen.

Die jungen Leute holten ihre Stullen aus den Taschen, bissen herzhaft hinein und ließen sich das Bier gut schmecken. Sie rästelten sich auf ihren Stühlen — nicht vornehm, aber so, wie es dem Körper nach einem derben Marsch wohlthut.

Die Wohlgenährten vom Breal aber hatten schon weiße Tücher vorgebunden und schmausten: Gänsebraten, Spargel in Butter, gebratenen Hecht, Mehrlüden u. s. w. Der Kellner hatte schwer zu tragen an den gepackten Platten. Und als der kleine Beamte zu seinem kleinen Mädchen sagte: „Sieh niemand auf den Teller! Das ist nicht vornehm!“ da meinte die eine der Frauen in greller Seide zu ihrem dicken Jungen: „Ich keen Brot nich; det is nich fein, nich vornehm!“ Runt gingen die Sticheleien los. Der Beamte, wohl in seinem Bureau an Geduld und Untergeordnet gewöhnt, hielt alles ruhig aus.

Der Regen, der bis dahin an die Fenster geklatscht hatte, ließ nach. Die Kinder drängten nach der Thür. Doch nur der Kleinste des Beamten durfte vom Tische fort. Aber die Kinder vom Nebenstisch, wo die Leute aus dem Breal saßen, ließen alle hinaus. Ihre Eltern, Herrscher der Halle, stießen immer noch Mehrlüden und Gänsebraten in sich hinein. Plötzlich kam der Kleine des Beamten zurück. Seine weiße Hose war hinten grün und schwarz gefärbt.

Der Vater schimpfte: „Nimm Dich doch in Acht!“ Der Junge heulte. Alle Lachten. . .

Als der Regen immer noch nicht ganz aufhören wollte, setzten sich die Männer vom Breal zum Kartenspiel. Die Frauen bewunderten gegenseitig ihre Kleider und die großen, schlechten Brillanten in den Ohrringen. Der Beamte saß noch still und steif bei seinen Kindern. Nur die jungen Leute zogen singend weiter. Ich schloß mich ihnen an. Was machte uns das bischen Getropfe?! —

— Chinesische Sklavenhändler in den Vereinigten Staaten.

Es muß eigenthümlich berühren, wenn man hört, daß in Amerika noch förmlicher Sklavenhandel besteht, wie dies in Kalifornien, dem Dorado der chinesischen Auswanderer, der Fall ist. San Francisco ist von Chinesen überschwemmt, die ihre sonderbaren Sitten und unheimlichen Laster mit in diese große Stadt gebracht haben, insbesondere bestand aber unter den in Kalifornien ansässigen Chinesen schon von Anbeginn an der Sklavenhandel, und dieser Handel mit Kindern und Frauen hat in unseren Tagen noch bedeutend zugenommen und wirft einen großen Gewinn ab. Der Menschenhandel wird von zwei Gesellschaften betrieben, die einen förmlichen Markt mit einer Masse von Kunden organisiert haben. In San Francisco giebt es augenblicklich etwa 3000 Personen, die mittelbar oder unmittelbar von Kauf oder Unterbringung weiblicher Sklaven leben. Man berechnet in San Francisco ungefähr 20 000 Chinesen, von denen 5000 in Fabriken beschäftigt sind, 5000 sollen Kaufleute sein, 4000 dienen als Gefinde, und 3000 leben, wie gesagt, vom Sklavenhandel. Die Zahl der verheiratheten Chinesinnen schätzt man auf etwa 1000, während die übrigen 1500 Sklaven im wahren Sinne des Wortes sind. Sie wurden in China durch List oder Betrugerei gestohlen und unter irgend einem falschen Vorwand nach Amerika geführt. Dort angelangt, waren sie ihrem Schicksal überliefert; sie wurden wie Thiere an den Meistbietenden verkauft. Vor einigen Monaten wurde eine solche unglückliche Sklavin verhandelt, und da sie glaubte, ihr Verkauf stände mit den Landesgesetzen in Einklang, ließ sie geduldig alles über sich ergehen. Als indessen ihr Besitzer ihr sechs-jähriges Kind wegnehmen und unter dem Vorwand, daß es die Mutter beim Arbeiten hindere, verkaufen wollte, entließ sie und suchte Zuflucht in einem Missionshause. Erst dort erfuhr sie, daß amerikanische Gesetze nichts von Sklaven wüßten, und daß sie völlig frei wäre. Aber der chinesische Konsul erschien bei den Missionaren und verlangte die Auslieferung der Pflüchtigen, „zur Ehre China's und der Chinesen“, wie er sich ausdrückte. Natürlich wies man ihm die Thür, der Vertreter des himmlischen Reichs gab indessen seinem Freund, dem Sklavenhändler, den Rath, das Gericht in Anspruch zu nehmen, und das unglückliche Wesen mußte auch hier erscheinen. Der Prozeß, der sich einige Zeit hinzog, endete zwar endlich mit Abweisung des Sklavenhändlers, doch ist es bezweifelnd, daß die Chinesen die Sklaverei als eine Einrichtung auffassen, wegen der sie den Saatz der Gerichte anrufen können. In San Francisco giebt eine kleine Chinesin von 9—10 Jahren 750—2500 Fr., und ein Mädchen von 12—16 Jahren kann, wenn sie hübsch ist, einen Preis von 2500—7000 Fr. bedingen. Für Frauen über dies Alter geht der Preis sehr in die Höhe, bis zu 20 000 Fr., und das Kapital, das in dieser Weise placirt wird, giebt trotzdem eine Verzinsung von 20 bis 30 pCt. —

Völkerrunde.

f. Aus einem japanischen Sittengesetze, das im vorigen Jahrhundert für die Stadt Tokio erlassen worden und in der Zeitschrift „Ostasien“ in einer Uebersetzung von Risal Tamai veröffentlicht ist, sind folgende Bestimmungen über das Verhältnis der Ehegatten und Verliebten wegen ihrer drakonischen Strenge von charakteristischer Bedeutung für die Anschauung, die in Japan vor der Einführung europäischer Kultur herrschte. Es heißt da: Eine Frau, die die Ehe bricht, und der Mann, mit dem sie Ehebruch begangen, sind des Todes schuldig. Der Ehemann, der seine Frau beim Ehebruch ertappt und sie und ihren Geliebten tödtet, soll ungestraft bleiben. Trifft ein Ehemann seine Frau in Gesellschaft eines Mannes, der ihm verdächtig erscheint, so darf er denselben ungestraft tödten, auch wenn der betreffende unschuldig ist. Wenn eine Ehefrau ihren Mann ums Leben bringt, soll sie öffentlich auf einem Pferde durch die ganze Stadt geführt, dann an ein Kreuz gebunden und mit Lanzen abwechselnd an beiden Seiten durchstochen werden, bis sie stirbt. (Diese allerjüngste Strafe heißt Harizuke.) Wenn ein Mann einer Ehefrau Gewalt anthat, wird er gelöpft. Wird jemand wegen Ehebruchs getödtet, so bleiben seine Frau und Nebenfrauen ungestraft. (Das war bei polizeilichen Vergehen nicht der Fall.)

Wer heirathet, ehe er seiner bisherigen Frau den Scheidebrief gegeben, wird verbannt. Wer es aus Gewinnucht thut, verliert sein ganzes Vermögen an die Stadt und wird ausgewiesen. Wenn eine Ehefrau heirathet, ehe sie von ihrem Ehemann den Scheidebrief erhalten hat, so wird sie mit glattrasirtem Kopf ihren Eltern übergeben. Wenn jemand eine verwitwete oder geschiedene Frau liebt und mit ihr zusammen heimlich entflieht, so wird bei der Verhaftung die Frau zu ihrer Familie gesandt und dem Mann werden beide Hände mit einem Schloß gefesselt. Wenn jemand mit einer verheiratheten Frau einen Liebesbriefwechsel unterhält, ohne daß es zu einem wirklichen Ehebruch kommt, so werden beide Theile mit Verbannung bestraft. —

Anatomisches.

t. Kinderblut. „Blut ist ein ganz besonderer Saft“ — namentlich aber das Blut von Kindern, das in vieler Hinsicht von der Zusammensetzung des Blutes Erwachsener abweicht. Ein gelehrter Arzt sagte neulich in dem Journal der „American Medical Association“, eine der letzten Lehren, die ein Arzt in sich aufzunehmen hätte, wäre die, daß ein Kind nicht ein kleiner Mensch wäre. Das klingt gewiß sehr merkwürdig, hat aber insofern seine Berechtigung, als das Kind bei der Geburt thatsächlich nur in sehr unvollkommenem Sinne der Beschaffenheit eines normalen Menschen entspricht. Besonders das Blut kleiner Kinder befindet sich in einem Zustande, den man bei einem Erwachsenen Menschen ohne Zögern als krankhaft bezeichnen würde. Die wechselnde Farbe der Haut kleiner Kinder ist ja oft die Sorge der Mütter, denn diese Farbe kann in kurzer Zeit von einem blühenden Roth in den ersten Monaten so außerordentlich schnell wechseln, daß die Widerstandskraft des ganzen Organismus gegen Einflüsse aller Art geschwächt wird. Ein Erwachsener hat in einem Kubikmillimeter seines Blutes annähernd 5 Millionen rothe und 5000—7500 weiße Blutkörperchen. Die rothen Blutkörperchen haben sämmtlich etwa gleiche Größe und Gestalt und besitzen in der Regel keinen Kern. Die weißen Blutkörperchen, deren Ueberhandnahme die sogenannte Bleichsucht hervorruft, sind einander durchaus nicht sämmtlich gleich, sondern je nach ihrem Alter verschieden, und zwar besitzt der erwachsene Mensch unter 100 weißen Blutkörperchen etwa 25—40 junge, 60—70 ausgewachsene und 1—4 alte Zellen. Sehr verschieden davon ist die Zusammensetzung des Blutes von kleinen Kindern. Zunächst zeigt dasselbe eine Neigung zu einem Ueberfluß an rothen Blutkörperchen von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Millionen auf das Kubikmillimeter, so daß das Blut eine ungewöhnlich rothe Färbung besitzt. Nun aber ist gerade in den ersten Tagen nach der Geburt der Eintritt einer „Bleichsucht“ des Blutes ein außerordentlich gewöhnliches Ereigniß. Es sind Fälle davon berichtet worden, in denen an einem Tage die Zahl der weißen Blutkörperchen auf nahezu 20 000 und nach der nächsten Mahlzeit sogar auf 25 000 stieg, also auf das vier- bis fünffache der Zahl im normalen Blute, und dann während der nächsten Tage allmählig auf die gewöhnliche Zahl wieder zurückging. Auch bei Erwachsenen tritt nach einer Mahlzeit eine Vermehrung der weißen Blutkörperchen ein, aber niemals in solchem Maße, was beweist, wie leicht das Blut von Kindern durch geringe Einflüsse beeinflusst wird. Im Kinderblute sind auch die rothen Körperchen in Gestalt und Größe unter einander beträchtlich verschieden und besitzen auch zuweilen einen Kern, Zustände, die man im Blute Erwachsener als krankhaft bezeichnen würde. Unter den weißen Blutkörperchen sind gerade die jugendlichen Zellen außerordentlich häufig, während die erwachsenen und alten Zellen sehr zurücktreten. Das ist von größerer Bedeutung, als es zunächst scheinen mag. Während der rothe Blutfarbstoff gar nicht von so großer gesundheitlicher Bedeutung ist, als gewöhnlich angenommen wird, wird der Thätigkeit der weißen Blutkörperchen eine Fähigkeit zur Vernichtung krankheitserregender Keime zugeschrieben, die etwa ins Blut gelangen. Da nun das Kinderblut hauptsächlich jugendliche Zellen unter diesen Blutkörperchen aufweist, die diese Fähigkeit noch nicht genügend entwickelt haben, so würde sich daraus die größere Anfälligkeit kleiner Kinder gegen allerhand ansteckende Krankheiten erklären. —

Aus dem Pflanzenleben.

g. Wundfieber bei Pflanzen. Vor kurzem wurden recht interessante Beobachtungen über das Verhalten verletzter Pflanzen gemacht. Die Athmung — bekanntlich atmen Pflanzen wie Thiere, nur daß erstere Kohlenäure ein- und Sauerstoff ausathmen, sich also in dieser Beziehung umgekehrt den Thieren verhalten — gewinnt, nachdem die Pflanze eine Verletzung erlitten hat, eine viel beträchtlichere Stärke als gewöhnlich, und diese vermehrte Athmung erreicht nach 24 Stunden ihren Gipfel. Zur gleichen Zeit steigt aber auch die Temperatur der verletzten Pflanze. Diese Wärmeerhöhung wurde mit einem thermoelektrischen Apparate gemessen, der noch $\frac{1}{100}$ Grad anzeigt. Bei der Kartoffel zeigte sich 24 Stunden nach der zugefügten Verletzung eine Erhöhung der Temperatur — man kann also sagen, eine Fiebertemperatur — von $\frac{2}{10}$ Grad über der normalen, die dann, allmählig abnehmend, bis zum fünften Tage bemerkt wurde; bei einer Zwiebel wurde sogar eine Wärmeerhöhung von beinahe $\frac{3}{4}$ Grad beobachtet, und während im ersteren Falle die Temperaturerhöhung eine mehr lokale war, erstreckte sie sich bei der Zwiebel auf den ganzen Organismus, entsprechend dem Stoffwechsel, der ja bei Zwiebelgewächsen ein viel stärkerer ist, als bei Knollengewächsen. Jedenfalls muß die ganze Erscheinung als ein Wundfieber der Pflanzen angesehen werden. —

Meteorologisches.

u. Das Südlicht. Wie im nördlichen Polargebiet das Nordlicht, so tritt auch im südlichen Polargebiet ein ebenso merkwürdiges Lichtphänomen auf, dessen Ursache ebenso wenig wie die des Nordlichts bisher genügend klar gelegt ist. W. Voller, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, konnte 1100 Nachrichten über mehr als 600 beobachtete Südlichter zusammenstellen. Nach dieser Statistik nimmt, wie beim Nordlicht und übrigens auch bei den Sonnenflecken, auch beim Südlicht die Häufigkeit der Erscheinung zu, um

nach Erreichung eines Maximums wieder abzunehmen; die Zeit zwischen einem Maximum und dem nächsten beträgt 11 Jahre. Die östliche Halbugel der Erde ist vom Südlicht eben so frei, wie die westliche vom Nordlicht; nur westlich der Nordlitteren und deren südlichen Verlängerungslinie erscheint das Südlicht. Die Ursache dieser ungleichmäßigen Vertheilung muß in der Lage des magnetischen Südpols gesucht werden, aber auch lokale Einflüsse machen sich geltend. Schon Brangel vermuthete, daß durch das Gefrieren des Eismeres die Bildung von Nordlichtern begünstigt werde, während umgekehrt eine Abnahme derselben mit dem Abschmelzen des Eises Hand in Hand gehe; vom Südlicht gilt offenbar das Gleiche. Ueber die Höhe des Südlichtes liegen bisher nur wenige Beobachtungen vor. —

Bergbau.

— Für die Deckung des Bedarfs an Nickel, welches Metall in der Gegenwart eine immer ausgedehntere Verwendung erfährt, kommen heutigen Tages wesentlich nur zwei Ursprungsländer in Betracht, nämlich Neukaledonien und Kanada. Norwegens Lager an Nickerzen, welche bis 1894 eine jährliche Ausbeute von 90 bis 100 Tonnen ergaben, gelten für so ziemlich erschöpft. In Neukaledonien wurden in den Jahren 1893 und 1894 60 000 bezw. 61 000 Tonnen Nickerz gefördert, welche zwischen 7 bis 10 pCt. des reinen Metalls enthielten. Seitdem hat sich die neukaledonische Förderung auf dem erwähnten Durchschnittsniveau gehalten. Aus dem noch Frankreich verschifften Erz wurden in den Jahren 1892 bis 1893 bezw. 1244, 2045 und 1545 Tonnen Nickel dargelegt. Die kanadische Förderung von Nickerz ist relativ gering, dafür sind die dortigen Erze aber weit ausgiebiger, bis zu 40 pCt. Ueberdies ist die kanadische Nickerzgewinnung noch sehr entwicklungsfähig. —

Humoristisches.

— Replik. Er (im Jorn) „Ich sag' Dir, Weib, Du bist mir Luft!“

Sie: „Siehst also doch ein, daß Du ohne mich nicht leben kannst.“ —

— Das einzige Vergnügen. Mann: „Sage mir doch einmal, warum Du mir immer widersprichst?“

Frau: „Mein Gott, man muß doch in der Ehe auch ein Vergnügen haben.“ —

— Je nachdem. Der Hutfabrikant Mayer macht mit seinem Schwager Müller einen Spaziergang und kommt unter anderem auf den Privatier Huber zu sprechen.

„Ein recht netter Herr“ meint Mayer, und in demselben Momente biegt — ein altes Sprichwort bekräftigend — der runde Rentier um die Ecke.

Dieser grüßt höflichst, und dabei zeigt es sich, daß er einen neuen Hut anderer Firma trägt, was dem Sachmann Mayer natürlich nicht entgeht, weshalb dieser seinem vorigen Urtheil über Huber sofort hinzusetzt: — — — „aber in letzter Zeit hat sich der Kerl zu seinem Nachtheil verändert.“ —
(Reggend. hum. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Von drei Bölsen wurde ein Kanouier im Schripoyer Forst bei Thorn angefallen und verfolgt. Es gelang ihm, die Thiere abzuwehren. —

— Ein starker Schneefall ist am Mittwoch in den kärntner Bergen eingetreten. —

— Ein Bauer in der Lemmer Gemeinde Altvin tödtete seinen Schwiegervater, der ihn wegen seiner Lübligkeit enterben wollte. Er begab sich in das Zimmer seines schlafenden Schwiegervaters, feuerte auf diesen drei Revolverkugeln ab, schnitt ihm den Hals auf und schändete noch den leblosen Körper, indem er den Unterleib bis zur Brust hinaus aufschnitt. —

— Ein Bergmann in La Grande Combe (Frankreich) legte eine Dynamitpatrone in sein Bett, legte sich selbst hinein und entzündete die Patrone. Der Körper wurde vollkommen auseinander gesprengt. —

— Ein japanisches Haus aus Porzellan soll auf die Pariser Weltausstellung geschickt werden. Es mißt mehrere Ellen im Umfange und wiegt etwa 1400 Pfenner. Künstlerisch soll es eine hervorragende Leistung sein. Die Aufertigung wird 40 000 M. kosten. —

— In der Gegend von Grotto Mare (Provinz Ascoli in Italien) wüthete ein heftiger Orkan. Drei Landleute wurden getödtet. Weite Strecken sind durch Hagel verwüstet. —

— An Bord eines in London im Dod liegenden Dampfers explodirte eine Kiste Sicherheitspatronen. 5 Mann wurden getödtet, 15 schwer verletzt. —

c. e. In Easton (Pennsylvania) zündete ein ehemaliger Professor der Sittenlehre und Logik, um sich für seine Entlassung von der dortigen Universität zu rächen, ein der Universität gehöriges, mit einem Kostenaufwand von 250 000 Dollars errichtetes Gebäude an, ruinirte die Orgel, die Kanzel, den Teppich und die Polsterstühle in der Universitätskapelle durch Theeranzrich, stahl alle Hümmenbücher und warf sie in einen tiefen Brunnen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 10. Juli.